In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 59. Posen, den 2. September 1927. Nr. 59.

Die rote Blume.

Roman von Gertrud von Brockdorff.

3. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

II.

Durch die dünnen Wände des Zimmers klang das Rasseln eines Weckers; graues Frühlicht stand im Zimmer, und Arne hatte Mühe, sich in der Wirklichkeit zurechtzufinden. Er hatte tief geschlafen, und sein Kopf schmerzte ein wenig. Der Sturm schien sich gelegt zu haben; man hörte in der Ferne das Rauschen der Automobile und das Donnern der Hochbahnzüge. Arne erhob sich mit schweren Gliedern und zog den Fenstervorhang in die Höhe. Die Straße war still und leer wie sie am Vorabend gewesen war. Es befanden sich keine Häuser auf der gegenüberliegenden Seite; ein freies, etwas hügeliges Terrain erhob sich jenseits des Gehsteiges bis zu den spärlichen Wipfeln eines von beschneiten Bänken begrenzten Parkes. Auf einer dieser Bänke saß ein alter, dürftig gekleideter Mann und blickte aus tiefen Augenhöhlen auf die stille Straße. Arne fröstelte beim Anblicke des Mannes, dessen Gesichtszüge Hunger und Kummer ausdrückten.

„Vielleicht sitze auch ich eines Tages auf solch einer Bank!“ mußte er denken. Der alte Mann wendete den Kopf und heftete einen leeren Blick auf Arnes Fenster. Nach einer Weile erhob er sich schwerfällig und stapfte in das winterliche Schweigen des Parkes hinaus. Arne sah ihm nach, bis er verschwunden war. Dann schreckte er unter einem Klopfen an der Tür zusammen. Frau Radway machte ihn darauf aufmerksam, daß das Badezimmer sich auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs befände. Ihre Stimme klang nicht mehr so klagend wie am Abend zuvor. Arne dankte ihr für die Auskunft und hatte das Gefühl, daß Frau Radway, die vor seiner Tür stehen geblieben war, noch auf irgend etwas wartete. Als er am Fenster verharrte, ohne sich zu rühren, entfernten sich ihre Schritte. Arne nahm ein Bad, kleidete sich an, kramte eine Weile in seinem Koffer und stieg endlich von einem immer deutlicheren Hungergefühl getrieben, die Treppe hinunter, um den Bittgang zu seinem in der Siebenundvierzigsten Straße wohnhaften Vetter anzutreten. Frau Radway war im Hausflur mit irgendeiner Hantierung beschäftigt. Sie trug ein Morgenkleid aus rosa Gingham und eine weiße Boudoircap, die ihr Haar vollständig verdeckte und ihre lackschwarzen Augen noch größer und brennender erscheinen ließ. Arne wollte mit kurzem Gruße an ihr vorüber; aber Frau Radway vertrat ihm den Weg.

„Doktor Mertz hat einen Brief für Sie zurückgelassen,“ sagte sie und nahm aus einem schmalen Schränkchen in einer Ecke des Korridors ein verschlossenes Kuvert. Arne nahm es mechanisch an sich, öffnete es und errötete, als er bemerkte, daß der Brief nichts enthielt als einen Zehndollarschein.

„Wissen Sie die Adresse von Doktor Mertz?“ fragte er Frau Radway. Sie schüttelte den Kopf. Der Doktor hätte seine Adresse nicht hinterlassen. Auch nicht seine Telephonnummer. Sie hätte ihn natürlich fragen können, aber sie wäre der Ansicht gewesen, daß Herr Vester die Adresse wüßte. — —

Arne ging schweigend aus der Tür und wanderte langsam und nachdenklich die Straße hinunter, bis er zu dem mit Plakaten beklebten Bretterzaun gelangte. In einem Lunchroom gegenüber lockten Apfelsinen und Würstchen; man konnte durch die Scheiben eine Anzahl ungedeckter Tische sehen, an denen ärmlich gekleidete Leute hastig und schweigsam ihr Frühstück verzehrten, und plötzlich bemerkte Arne den alten Mann, der vorhin auf der beschneiten Bank gesessen hatte und nun gierig einen Becher heißen Kaffees schlürfte.

Wie unter dem Zwange eines fremden Willens betrat Arne das Lokal, holte sich Kaffee und Brötchen vom Büfett und nahm einen freigewordenen Platz am Tische des Alten ein. Der alte Mann hielt seinen Kaffeebecher mit beiden Händen umklammert; der Becher war noch nicht völlig geleert, und nun trank er langsam mit kleinen genießerischen Schlucken.

Arne schob seinen Teller mit Brötchen vorsichtig auf die Seite des Alten. Er wollte ihn anreden und fühlte sich sonderbar schüchtern und hilflos.

Der alte Mann hatte seinen Becher geleert und erhob sich mit schlürfenden und taumelnden Bewegungen. Arne bemerkte, daß seine Stiefel naß und zerrissen waren, und wurde von dem abenteuerlichen Gedanken versucht, dem Manne einen Dollar zu schenken. Während er noch zögerte, sah er die Tür hinter dem Alten ins Schloß schnappen und hatte für eine Sekunde das lähmende Gefühl, eine wichtige und niemals wiederkehrende Gelegenheit des Lebens versäumt zu haben. —

Ein großer, brutal aussehender Mensch mit den Allüren eines Polizisten in Zivil setzte sich auf den Platz des Alten und begann mit sichtlichem Appetit Toast und Eier zu frühstücken. Arne verließ das Lokal, fuhr mit der Untergrundbahn bis zum Times Square und suchte die Siebenundvierzigste Straße. Er hatte die Zehndollarnote des Doktor Mertz im Lunchroom wechseln lassen.

„Vielleicht,“ dachte er, „habe ich übrigens die äußeren Verhältnisse des Doktors unterschätzt. Es gibt ja Sonderlinge, denen es Freude bereitet, nach außen hin unter einer möglichst schäbigen Hülle herumzulaufen. Könnte der gute Doktor nicht irgendein absonderliches Vergnügen darin finden, mir gegenüber ein wenig den Herrgott zu spielen?“

Die Lösung befriedigte ihn, und Arnes Laune schnellte wieder in die Höhe. Er betrachtete die Schaufenster, die Kinos und die geschminkten Mädchen in ihren üppigen Pelzmänteln.

„Vielleicht werde ich eines Tages ein Landhaus in Newport und einen Filmstar zur Geliebten haben,“ dachte er. Diese Vorstellung hatte etwas Belebendes und gleichsam Erwärmendes. Sie streifte das Fremde und Feierliche von den Dingen ringsum und gab ihnen eine innere Nähe, so daß man gewissermaßen nur die Hand auszustrecken brauchte, um sie zu sich heranzuziehen. —

Arne Vester lächelte und blickte einer Dame nach, deren Haltung ihn an Melisse de Boor erinnerte. War es denkbar, daß man eines Tages so hoch gestiegen war,

um auch Melisse de Boor mit einer kühnen und entschlossenen Handbewegung in die Arme zu reißen?

Arne schloß unwillkürlich die Augen, als ob der Gedanke ihn blendete.

„Ich gehe nach Amerika, um das Glück zu suchen," hatte Melisse de Boor ihm in ihrer letzten, kurzen Unterredung gesagt, und dabei ein sonderbar zielloses Lächeln um den schmalen Mund gehabt.

„Tun wir das denn nicht alle?" hatte Arne gefragt.

„Ja — vielleicht. — Und vielleicht müssen wir alle in der gleichen Stunde erkennen, daß wir das Glück hinter uns gelassen haben." —

Arne hatte sein Ziel aus den Augen verloren und ging langsam weiter, bis er die Kreuzung der Fünften Avenue erreichte. Erst als er vor der Kette der vorübersausenden Automobile halt machen mußte, kam es ihm zum Bewußtsein, daß er bereits an dem gesuchten Hause vorübergeschritten war. Er machte kehrt, warf im Vorübergehen einen Blick in die Spiegelscheibe eines Schaufensters und fühlte sich ein wenig bedrückt durch den Anblick des blonden gutgewachsenen jungen Mannes, dessen Kleidung eine in dieser Umgebung besonders kraß in die Augen fallende Schäbigkeit aufwies, und der trotzdem noch vor einer Minute von einem eigenen Landhause in Newport geträumt hatte.

Aber waren die Erbauer dieser ehrfurchterregenden Geschäftspaläste ringsum nicht alle auf eine ähnliche Weise ans Land gestiegen? Und mußte er nicht dankbar sein, daß eine Sonntagslaune seines Schicksals ihm die Erreichung dieses ersten Zieles vergönnt hatte?

Arne hatte den Zettel mit der Adresse seines Vetters Sörensen aus der Tasche gezogen und prüfte die Nummern der Häuser.

Uebrigens war es jetzt auf alle Fälle zu spät zur Umkehr. Die Brücken waren abgebrochen. Auf dem Schiffe hatte man natürlich sein Fehlen bemerkt; der Heizer Heinrich Kröger, der ihm den Urlaubsschein geliehen hatte, würde vielleicht ein paar Unannehmlichkeiten davon haben — im übrigen pflegte man mit Achselzucken über einen solchen Fall hinwegzugehen. — Arne hatte das Haus gefunden und schob den Zettel wieder in seine Brusttasche zurück.

Es war ein rotes, engbrüstig wirkendes Haus, zu dessen Eingangstür eine schmale, steile Steintreppe hinaufführte. Im Erdgeschoß zu Füßen der Treppe befanden sich Läden, in denen Modellkleider verkauft wurden. Kokette Wachsköpfe lächelten über hochrotem und orangefarbenem Crêpe de Chine. Ein meterhohes Schild verhieß lockende Ausverkaufspreise.

Arne stieg die Treppe hinauf und bemühte sich, die Namen neben den Klingelknöpfen zu entziffern. Der Name Klaus Sörensen war nicht darunter. Dafür prangte ziemlich auffallend neben dem untersten Knopf „Madame Hélène". Und ein neben der Haustür angebrachtes Plakat erläuterte: „Madame Hélène. Robes et Manteaux — —"

Arne drückte entschlossen auf den untersten Knopf und trat durch die geräuschlos aufspringende Tür in ein düsteres Stiegenhaus. Eine Tür in der ersten Etage stand offen, ließ schwache Lichtwellen einströmen und enthüllte die groben Umrisse einer üppigen, weiblichen Gestalt. Arne stieg die Treppe hinauf und fragte nach Herrn Klaus Sörensen.

„Mister Sörensen ist nicht zu Hause," antwortete die Dame in einem Englisch von unverkennbar französischem Akzent. Sie mochte etwa vierzig Jahre alt sein und hatte unleugbar einen Teil des Reizes bewahrt, der ihr in ihrer Jugend eigen gewesen sein mußte. Schwarzes Haar bauschte sich — allen Modevorschriften zum Trotz — um ein pikantes, weiß gepudertes Gesicht mit lebhaften dunklen Augen. Sie trug einen hellila Schlafrock aus gesteppter Seide, den sie am Hals mit der ringgeschmückten Rechten zusammenhielt. Arne erkannte beim Nähertreten, daß die Seide des Schlafrockes fleckig und zerrissen war.

„Wissen Sie, wann Herr Sörensen zurückkehren wird?" fragte er, außerstande, den Klang von Enttäuschung in seiner Stimme zu unterdrücken.

Die Dame lächelte. Es war ein mütterliches und gleichzeitig ein wenig kokettes Lächeln.

„Herr Sörensen wird wahrscheinlich nicht vor sechs Uhr abends zurück sein," sagte sie. „Aber vielleicht können Sie ihn im Laufe des Tages einmal anrufen. Hier ist die Nummer —"

„Danke!" meinte Arne ablehnend. „Ich werde eine Karte mit ein paar Zeilen für ihn zurücklassen und eventuell im Laufe des Abends noch einmal vorsprechen."

Er trat an ein Tischchen und warf mit Bleistift einige Zeilen auf seine Visitenkarte.

„Würden Sie so freundlich sein, Herrn Sörensen diese Karte zu geben?"

„Sicher, mein Herr!" Sie nahm die Karte, lächelte spöttisch und unschlüssig und fragte plötzlich:

„Sie kommen direkt aus Europa, nicht wahr?"

„Ja —," sagte Arne und fühlte zu seinem eigenen Aerger, daß er errötete.

„Sie sind ein Verwandter des Herrn Sörensen?"

Er starrte sie verblüfft an.

„Sie sind ihm sehr ähnlich," sagte Madame Hélène. „Wenigstens will es mir so scheinen, als ob Sie ihm sehr ähnlich wären. Oder sollte es wohl daran liegen, daß alle Deutschen sich ein wenig ähnlich sehen?"

„Herr Sörensen ist ein Vetter von mir," erwiderte Arne. „Ich weiß jedoch nicht, ob diese Verwandtschaft nah genug ist, um eine Aehnlichkeit daraus zu konstruieren."

„Auf alle Fälle wird Herr Sörensein über Ihren Besuch sehr glücklich sein," sagte Madame Hélène höflich und einlenkend. „Ich werde Ihre Karte sofort in sein Zimmer tragen. — Sie öffnete eine Tür, und Arne sah in einen schmalen, hellen Raum mit fleckiger Tapete und einem breiten, französischen Bette, über das eine geblümte Steppdecke gebreitet war. Es war ein ziemlich primitives Zimmer, und Arne ertappte sich auf dem Gedanken, daß er sich die Behausung seines Vetters Sörensen eigentlich etwas anders vorgestellt hätte.

Er verabschiedete sich von Madame Hélène, die ihm bis zur Treppe das Geleit gab. Als er wieder auf der Straße stand, ließ er unwillkürlich seine Augen über die Fenster der ersten Etage gleiten und bemerkte hinter einem Fenstervorhange einen hellen Schimmer, der nur von Madame Hélènes seidenem Schlafrocke herrühren konnte.

„Was für eine seltsame Frau!" mußte er denken. „Was wollte sie eigentlich von mir? Weshalb lächelte sie, als sie mich fragte, ob ich nicht eben erst aus Europa angekommen wäre?"

Er bog in die Fünfte Avenue ein und wanderte eine Weile als staunender Zuschauer zwischen Schaufenstern dahin, in denen die Köstlichkeiten der ganzen Welt aufgestapelt waren. Allmählich erlosch das Gefühl der Enttäuschung darüber, Klaus Sörensen nicht angetroffen zu haben. Der Gedanke an Madame Hélène trat in den Hintergrund; die Frage der eigenen Existenz, des Fortkommens, die er bis dahin immer von sich geschoben hatte in der Meinung, daß sie sich nach seiner Unterredung mit Klaus ganz von selbst lösen müßte, grinste ihm nackt und ohne Mitleid entgegen und verdrängte sogar Melisse de Boors Bild, das beim Anblick der Juwelenläden wieder wie eine schattenhafte Vision vor ihm aufgetaucht war.

An einem Zeitungsstande kaufte er sich ein paar Blätter und überflog die Anzeigen. Das war ein Schritt, zu dem Doktor Mertz ihm schon auf dem Schiffe geraten hatte.

„Wenn Sie nicht wählerisch sind, wird sich auf alle Fälle etwas für Sie finden," hatte Doktor Mertz gesagt. „Neuyork ist ein Platz, an dem jeder sein Brot verdienen kann, der ein paar gesunde Arme mitbringt."

(Fortsetzung folgt.)

Siegfried Lang:

Noch summen Bienen ...

Noch summen Bienen tätig-leis,
Im Speicher rastet schon das Korn;
Leer dehnt die Stoppel, nackt der Dorn,
Still schichten Blätter sich im Kreis.

Wie nimmer laß die Bienen sind,
In Blüten-Körben winkt noch Lohn;
Die braunen Scheiben taumeln lind
Zu barscher Axte Ton ...

Von Hügels Rande treiben sie
Die Wolken, weit ins Blau geschweift;
Nicht länger mehr verbleiben sie
Dem Land, das hochhinan gereift.

Durch Wald-Streu und der Blätter Gruft
Verweht des Windes Abend-Raub:
Von Rauch und mürb-gewelktem Laub
Ein fern-getragner Duft.

*

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Orell Fueßli, Zürich, dem Buche „Die fliehende Stadt“ von Siegfried Lang entnommen).

Gustav schnarcht.

Von Alexander Fischer.

Er war Inhaber der großen Grammophongesellschaft „Phonetik“, deren Spezialität das Einspielen und die Anfertigung von Grammophonplatten war. Sie war in seinem Geschäft angestellt. Sie war tüchtig und wurde schnell befördert. Schließlich erklomm sie die höchste Stufe und wurde seine Frau. Das war der Anfang.

Ihre Ehe währte jedoch nur wenige Stunden, als sie die unangenehme Entdeckung machte, daß er schnarchte.

Ja — er schnarchte tatsächlich. Aber die Liebe ist nachsichtig und hat Geduld mit menschlichen Schwächen, und es dauerte nicht lange, und schon hatte sie sich einigermaßen mit dem Schnarchen ausgesöhnt, fand es sogar im Grunde recht gemütlich und reizvoll.

Zehn Jahre waren vergangen. Aus der Liebe war Freundschaft geworden — und die Freundschaft ist nicht so nachsichtig wie die Liebe.

Immer noch schnarchte er, und dieses Schnarchen war im Laufe der Jahre nicht weniger klangvoll geworden.

Daher geschah es, daß sie in ständig kürzer werdenden Zwischenräumen aus ihrem süßen Schlummer geweckt wurde und den Mann bei den Schultern packend schüttelte:

„Gustav, kannst du denn wirklich nicht mit diesem ekelhaften Geschnarche aufhören? Es ist schauderhaft, diesen Lärm mit anhören zu müssen!“

Unablässig, ohne überhaupt die Richtigkeit ihrer Beschuldigung zu erwägen, murmelte er ins Dunkel der Nacht hinein:

„Nein, ich versichere dir, ich schnarche nicht!“

Das wiederholte sich fast jede Nacht, bis er eines Nachts, als sie besonders nervös geworden war und ihn mindestens ein halbes Dutzend mal geweckt hatte, sich im Bett aufsetzte, das Licht andrehte und seinem Herzen Luft machte:

„Nun habe ich es aber satt! Du sagst, daß ich schnarche? Erstens, welchen Beweis habe ich dafür, daß du die Wahrheit sprichst? Außerdem, kann ich was dafür, daß ich schnarche? Außerdem Punkt drei: Hindert dich jemand am Schnarchen, falls du Lust dazu hast? Schnarch doch drauf los, wenn du meinst, daß ich das nur tue, um dich zu ärgern!“

Darauf fiel er ermattet in die Kissen und schlief sofort ein — und schnarchte schlimmer denn je.

Bis zum Morgengrauen lag sie wach. In ihr kochte es. Als es endlich Tag geworden war, hatte sie eine gute Idee bekommen.

Von der Gesellschaft „Phonetik“ beschaffte sie sich einen jener feinen Apparate, die jeden Laut wiedergeben können — und als am Abend ihr Mann eingeschlafen war, hielt sie ihm den Trichter gerade über die schnarchende Nase, so daß dieser die lebhafte Musik in sich auffsaugen konnte.

Am nächsten Abend gingen sie zeitig schlafen. Sie löschte das Licht und tat, als ob sie schliefe. Gleichzeitig setzte sie den Apparat, den sie unter einem Stuhl in der Nähe des Bettes versteckt hielt, in Gang. Einige Augenblicke danach fuhr er aus dem Schlafe auf und packte sie bei der Schulter.

„Leonie, was ist das für ein Geräusch? Kannst du nicht hören ...?“

„Was das für ein Geräusch ist?“ antwortete Leonie ganz harmlos. „Das ist natürlicherweise mein Schnarchen! Jetzt bin ich dran, wenn du's wissen willst!“ Dann lachte sie. „Nein, Gustav, das ist immer noch dein Schnarchen. Ich wollte nur, daß du auch mal diesen Spektakel mit anhören solltest, mit dem ich nun jede Nacht seit dreizehn Jahren gesegnet bin! Findest du nicht, daß es einfach reizend ist, dieses „Getöse“ mit anzuhören?“

Gustav fand keine Antwort.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Alles hat ein Ende, auch das Leben des Menschen. Nach dreiunddreißigjähriger Ehe starb er, und achtundvierzig Stunden danach wurde er beerdigt, und sie lag nun allein in dem großen Ehebett. Sie konnte nicht schlafen. Es war das erste Mal seit dreiunddreißig Jahren, daß sie allein schlief, und die Einsamkeit trieb sie ruhelos in den Zimmern hin und her. Da fiel ihr Blick plötzlich auf den alten Apparat, der seinerzeit das Schnarchen ihres seligen Mannes aufgefangen hatte — ein glückliches Lächeln ging über ihr zermartertes Gesicht.

Sie nahm kurz entschlossen den Apparat, stellte ihn neben dem Bett auf, setzte ihn in Gang und löschte das Licht, und bei den Tönen dieser wohlbekannten Melodie fiel sie in süßen Schlummer.

Das tut sie nun jeden Abend. Der warme, etwas schnurrende Laut, derselbe Laut, der sie früher so irritierte, ist nun von allem Unbehagen gereinigt, er schließt alle Erinnerungen in sich ein und vertreibt die kalten Gespenster der Einsamkeit

Da kenne sich einer bei den Frauen aus.

Drei Dokumente.

Von M. Soschtschenko.

Das Leben ist eine verzwickte Sache. Manche glauben zwar, daß im Leben alles einfach und klar ist, aber es ist nicht so. Gar nicht so, liebe Genossen! Nehmen wir zum Beispiel den Kontoristen Kostja Petschonkin.

Als er im vorigen Jahr um diese Zeit leicht angeheitert nach Hause ging, wurde er überfallen und beraubt. Man nahm ihm seinen Pelz, verprügelte ihn und ließ ihn dann laufen.

Der naive Leser denkt sicherlich, daß Kostja Pentschonkin jetzt heruntergekommen ist, im zerrissenen Sommerpaletot ohne Galoschen herumspaziert und sich an chronischer Bronchitis zu Tode hustet. Keineswegs! Heute ist Kostja Pentschonkin ein Held und ein fescher Mann. Er hat einen neuen Winterüberzieher mit Biberkragen, neue, warm gefütterte Galoschen, ein neues, schön gestreiftes Halstuch. Und Kostja Petschonkin erzählt außerdem gerne von seinem nächtlichen Abenteuer, spricht davon nicht ohne Stolz und Selbstgefälligkeit.

Und das ist noch nicht alles. Man sagt, daß Kostja Petschonkin kürzlich Lidotschka Lyktina geheiratet habe. Auch das, sagt man, sei im Zusammenhange mit dieser Geschichte vor sich gegangen.

Wie ist nur der Kostja so hoch gekommen? wundert sich der Leser. Wie? Nun, liebe Genossen, weil Kostja Petschonkin zu leben versteht — deshalb. Nehmen wir uns jetzt mal Kostjas Geschichte vor, wühlen wir uns in ihre Tiefe und drehen wir die Medaille um. Nun, was kommt dabei heraus?

Folgendes:

Die Dienstmeldung.

Als Beamter der Ihnen unterstellten Kanzlei melde ich hiermit: Gestern auf dem Heimwege nach einem arbeitsreichen Tage, wurde ich von einem Verbrecher angehalten der von mir verlangte, ich solle meinen Wintermantel mit Astrachankragen ausziehen. Erstaunt über dieses freche Ansinnen, blickte ich ihn verwundert an und sagte, ich hätte keine Dienstgelder bei mir, und wenn ich auch welche hätte, so würde ich lieber sterben, als sie ausliefern.

Dann befahl mir der wegen seines Mißerfolges wutschnaubende Verbrecher auf neue, den Mantel auszuziehen.

Ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, zog ich den einzigen Mantel, den ich besitze, aus und stand, nur mit einem leichten Anzug bekleidet, im Frost, was mich der Gefahr aussetzte, mich zu erkälten und den Dienst versäumen zu müssen.

Nachdem der Verbrecher mir noch die Galoschen — ein Erzeugnis der staatlichen Gummifabrik, also sozusagen Volkseigentum — abgenommen hatte, lief er davon.

Als ich nach einer halben Stunde um Hilfe rief, halfen mir Vorübergehende auf die Beine und brachten mich nach Hause.

Da ich somit gegenwärtig vollständig ausgezogen mit meiner alten Mutter lebe und auf Gott, als auf ein religiöses Vorurteil, nicht hoffe, wende ich mich an Sie mit der ergebenen Bitte, mir aus den Staatsgeldern die zum Ankauf eines neuen Wintermantels, wenn auch ohne Kragen, nötige Summe zu bewilligen.

Konstantin Petschonkin.

Der Brief an die Mutter.

Also, liebe Mutter, was da so alles in Leningrad passiert, ist geradezu fürchterlich. Im vorigen Jahr schrieben Sie mir, daß Sie nicht gesund und krank sind; wie ist denn jetzt Ihre Gesundheit? Außerdem gratuliere ich Ihnen zu den vergangenen Feiertagen. Mir haben diese Feiertage ein tüchtiges Loch in die Tasche gerissen. Als ich, liebe Mutter, vom Dienst nach Hause ging, wurde ich von Verbrechern angehalten und beraubt. Und bis zur Besinnungslosigkeit verprügelt. Einer der Verbrecher schlug mich mit der Galosche, die er mir vom Fuß gezogen hatte, ins Gesicht. Er traf mich auf den Mund, demzufolge mir, Ihrem Sohn, ein Blutstrom entquoll.

Da ich somit vollständig ausgezogen lebe und einzig und allein auf die Güte und das Mitleid Gottes baue, so bitte ich Sie, teure Mutter, mir etwas warme Wäsche zu schicken, und sind da zu Hause nicht noch wollene Socken? Für die im vorigen Jahr gesandten gestrickten Unterhosen danke ich herzlich.

Konstantin Petschonkin.

Der Brief an das junge Mädchen.

Ich begrüße Sie, liebe und teure Liotschka! Gestern, als ich nach Hause ging, nachdem ich den Abend mit Ihnen verbracht hatte, wurde ich von einer Verbrecherbande angehalten. Mit wildem Geschrei stürzten sich die Unholde auf mich und verlangten, ich solle meinen Mantel ausziehen. Ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, riß ich eine Galosche vom Fuß und begann nach rechts und links mit ihr herumzuhauen, demzufolge die Räuber von einer furchtbaren Panik erfaßt wurden und wie Ratten auseinanderliefen.

Da ich mich dabei furchtbar erhitzt hatte, zog ich den Pelz aus und stürzte einem der Räuber nach, der in irgend einer Gasse verschwunden war. Als ich zurückkam, war der Pelz nicht mehr da. Der Mond schien, und es waren fünfzehn Grad Kälte.

Ich schlug den Kragen meines Rockes auf und lief nacht Hause, indem ich Gott dankte, daß Sie nicht mit waren. Uebrigens — ich hätte es verstanden, auch Ihr Leben zu schützen.

Teure Lidotschka! Da ich somit gegenwärtig vollständig ausgezogen mit . . . Uebrigens, wovon rede ich da? — Ja, also, da ich gegenwärtig zu Hause sitze und nicht ausgehen kann, besuchen Sie mich, bitte, und trösten Sie mich in meinem Leid.

Kostja Petschoukin.

Das ist alles, lieber Leser. Und dem Kostja sind wir nicht böse. Er wird heiraten? — Bitte sehr! — Der Staat braucht eine neue, gesunde Generation, die zu leben versteht. Wir haben nichts gegen Kostja und wollen ihm nicht die Karriere verderben — Mager! . . . Wir wollen nur zeigen, was das Leben im Grunde genommen für eine verzwickte Sache ist.

Ja, Genossen, es lebt sich nicht leicht auf der Wel.

Allerlei Wissen.



55 000 Zigaretten pro Stunde. In tropischen Ländern und besonders in den Heimatgebieten des Tabaks drehen sich die Raucher, vor allem die Eingeborenen, ihre Zigarren und Zigaretten selbst. Früher war das auch in einer ganzen Anzahl europäischer Länder Mode. Aber bei der heute weit vorgeschrittenen Technik ist dieser Gebrauch wohl überflüssig geworden. Die Maschine arbeitet die Zigaretten so tadellos, daß der Handdreher nicht mehr mitkommt. Tatsache ist, daß von einer Zigarettenmaschine bis zu 55 000 Zigaretten per Stunde hergestellt werden.

Bei dem Verfahren fällt der Tabak in ein Zuführrohr und schließlich aus dem Rohr in ununterbrochener Folge auf einen in Bewegung befindlichen Papierstreifen, der den Tabak fortführt und dann sich maschinell um den Tabak wickelt, so daß schließlich reihenweise lange Zigaretten in der Länge der Papierbreite entstehen. Diese langen Zigaretten werden durch eine Schnittmaschine automatisch in Zigaretten der gewöhnlichen Länge zerschnitten, und jede Zigarette trägt ihre Marke, sowie die Firma im Druck. So werden große Mengen von Zigaretten in fast unglaublich kurzer Zeit hergestellt.

Bei der Zigarrenfabrikation benutzt man übrigens heute eine Maschine mit sogenanntem „elektrischem Auge", das die Zigarren nach ihrer Färbung sortiert.

Sind Kartoffeln giftig? Diese Ueberschrift soll keineswegs als eine Warnung vor dem Genuß von Kartoffeln gelten, denn sie sind uns seit ihrer Einführung von Amerika zu einem willkommenen und sehr wertvollen Nahrungsmittel geworden. Dennoch gehört die Kartoffel zu einer Familie giftiger Pflanzen. Das Oberhaupt dieser Gattung ist der außerordentlich giftige Nachtschatten, dessen kirschenartige Beeren besonders von Müttern gefürchtet werden, da unschuldige Kinder sie oft nichtsahnend abpflücken und essen. Die ersten europäischen Siedler in Amerika fanden dort eine Anzahl von Pflanzen, die sie sogleich als zur Klasse der Nachtschatten gehörig erkannten. Eine dieser Pflanzen war der Tabak. Die Form seiner Blätter, Blüten und Samen zeigen zugleich, daß er zu den Nachtschatten gehört. Schon lange hatten die amerikanischen Indianer bemerkt, daß der Tabak eine narkotische Wirkung besitze, und daraus entstand unter den Eingeborenen seit alter Zeit die Sitte des Rauchens.

Dann fanden sie auch in Amerika die Tomate, bekannt unter dem Namen Liebesapfel, die man lange Zeit hindurch für giftig hielt. Nach Europa eingeführt, züchtete man die Tomatenpflanzen zunächst nur als Gartenschmuck, aber erst im 19. Jahrhundert aß man auch in immer größeren Mengen die Tomaten als Nahrungsmittel. Der Pfeffer, die Eierpflanze u. a. sind alle Nachtschatten. Aber die Kartoffel ist die größte Pflanze dieser giftigen Gattung.

Die Urheimat der Kartoffel liegt in den gebirgigen Gegenden der Anden. Als die Spanier zuerst nach Peru kamen, sahen sie, daß die Eingeborenen die Kartoffel in ausgedehntem Maße zu Nahrungszwecken züchteten. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde die Kartoffel durch die Spanier nach Europa eingeführt. Später brachte sie der berühmte britische Seefahrer, Sir Walter Raleigh, nach England, wo er sie auf seiner Besitzung bei Cork anpflanzte. Seinem Einfluß gelang es auch, daß zum ersten Male Kartoffelgerichte auf der Tafel der Königin Elisabeth gereicht wurden. Aber in jener ersten Zeit war das Vorurteil gegen die Kartoffel, da sie zur Nachtschattenart gehörte, noch sehr groß, und es dauerte verhältnismäßig lange, bis sie schließlich auch überall in den Ländern des europäischen Festlandes eingeführt waren.

Heute ist die Kartoffel zum Hauptnahrungsmittel, besonders der weißen Rasse, geworden. Neben ihr hat für die Asiaten besonders in Ost- und Südasien der Reis die größte Bedeutung.

Luftforschung durch Flugdrachen. Mit der zunehmenden Bedeutung der Luftfahrt haben sich die einzelnen Länder auch genötigt gesehen, besondere Stationen für Luftforschung den Wetterwarten als wertvolle Ergänzung beizugeben. Es handelt sich besonders darum, die Luftbewegung in verschiedenen Höhen zu studieren, um daraus nicht nur die voraussichtliche Wetterlage mitzubestimmen, sondern auch die Luftkenntnis immer mehr zu erweitern. Die Gelehrten schicken ihre Messungsinstrumente mittels Drachen bis zu sehr großen Höhen empor. Man verwendet dabei sogenannte Kastendrachen, in denen die selbstregistrierenden Instrumente, wie Windmesser, Barometer, Thermometer usw., angebracht sind. Für solche großen Drachen kann man keine Hanfschnur verwerten. Man braucht daher durchweg Klavierdraht aus Stahl. Der Draht ist auf einer Welle aufgerollt, die durch eine Dampfmaschine oder heutzutage durch einen Elektromotor oder Explosionsmotor in Betrieb gesetzt werden. Bei großen Höhen wurden von solchen Maschinen für aufsteigende Drachen schon bis zu 9000 Meter Draht abgelassen. Die Drachen bleiben zu Beobachtungszwecken bei günstigem Wind auf mehrere Tage in der Luft. Man erhält auf diese Weise wertvolle Resultate über den Charakter der hochgelegenen Luftschichten.

Auch Radioempfangsstationen mit an Drachen angebrachten Antennen werden auf diese Weise in große Höhen emporgelassen. Die ersten transatlantischen, drahtlosen Funkzeichen wurden von Marconi mit Hilfe von Kastendrachen-Antennen in Empfang genommen. Der Versuch Benjamin Franklins, bei aufsteigendem Gewitter Elektrizität mit Hilfe eines Drachen aus der Luft zu holen, ist bekannt.

Im Kriege hat man auch Kastendrachen zu militärischen Beobachtungen aufsteigen lassen. Diese Verwendung ist natürlich nach Einführung der Flugzeuge aufgegeben worden. Für Lufterforschung mit Registrier-Instrumenten werden aber die Kastendrachen nach wie vor große Bedeutung haben. Uebrigens schickt man auch zu diesem Zwecke wohl Versuchsballons mit Registrier-Instrumenten zur Erforschung großer Höhen ohne Begleitung von Piloten ab. Die Finder werden dann gebeten, die Instrumente nebst Ballon an die Ausgangsstation zurückzusenden.

Neue Anwendung von Röntgenstrahlen. Die von dem deutschen Professor Röntgen entdeckten Strahlen haben schon zu mancherlei Zwecken, so besonders in der Medizin für Chirurgen oder bei den Zollämtern zur Durchforschung des Gepäcks usw. segensreiche und nützliche Anwendung gefunden.

Jetzt bedient man sich auch der Röntgen-Strahlen zum Aufsuchen von schädlichen und überflüssigen Metallgegenständen, wie Knöpfen, Haken, Nägeln, Schraubenmuttern, die aus Versehen in Ballen von Altpapier und Lumpen geraten sind, aus denen man bekanntlich wiederum neues Papier herstellt. Solche kleine Metallkörper können leicht die Papierbereitungsmaschinen beschädigen, und daher ist ihre Entfernung unbedingt notwendig. Mit Hilfe der Röntgenstrahlen lassen sich diese Metallteilchen leicht entdecken. Dabei werden die Lumpen und das Altpapier auf einem laufenden Band über Röntgenröhren hinweggeführt.

Eine Malerei von fünf Tonnen Gewicht. Während des Krieges malten tagtäglich zwei französische Künstler, unterstützt von 18 Assistenten, auf einer fortlaufenden Leinwand, und hielten alle Begebenheiten des Krieges im Bilde fest. Dieses Malwerk im Gewicht von über 5000 Kilogramm ist wohl in der größten Kiste enthalten, die jemals von Amerika verschifft wurde. Die Verladung an Bord war daher von nicht geringen Schwierigkeiten für die Offiziere und Ingenieure des Dampfers begleitet.

Das Malwerk ist 400 Fuß lang und 50 Fuß hoch. Es enthält in Form eines historischen Panoramas 6000 Bilder.

Fröhliche Ecke.



Folgen der Verjüngung. Der berühmte Professor für Verjüngungskuren läßt sich sein Honorar stets vorher bezahlen. Neulich hatte er nämlich ein älteres Semester durch seine verblüffende Kunst in einen Minderjährigen verwandelt. Der Knabe wurde sofort unter Vormundschaft gestellt, und der Vormund weigerte sich, die gesalzene Liquidation des Arztes anzuerkennen . . .

*

Galgenfrist. „Meine Braut wollte den Hochzeitstag auf nächsten Freitag festsetzen, ich habe aber darauf bestanden, daß wir bis Samstag warten, da ich den Freitag für einen Unglückstag halte!" — „Das ist zwar Unsinn; aber immerhin: du hast einen Tag gewonnen!"

(„Meggendorfer Blätter")

*

Das sichere Orakel. Der Mensch weiß manchmal die einfachsten Dinge nicht, obgleich er sie aus alltäglicher Erfahrung wissen müßte. Scherpel behauptete das am Stammtisch und machte auch gleich eine Probe. „Na, meine Herren, dann sagen Sie mir mal sofort, und ohne erst heimlich nachzusehen: wieviel Knöpfe haben Sie an der Weste?"

Wirklich, keiner konnte sofort antworten, jeder war unsicher. Mit einer Ausnahme; Baffsky brüllte sofort: „Fünf!"

Und es stimmte. Baffsky triumphierte; er konnte sogar noch mehr sagen. „Und an meiner langen braunen Wollweste, die ich bei starker Kälte anziehe, sind acht Knöpfe, und bei meinem dunkelblauen Anzug, den Sie ja kennen, hat die Weste sechs. Aber die zu meinem schwarzen Gehrock hat sieben."

Großes Staunen. „Donner, Sie wissen aber Bescheid!"

Baffsky grinste. „Na, freilich. Ich zähle doch immer an den Westenknöpfen ab, ob ich noch 'nen Schnaps trinken soll oder nicht."

(„Meggendorfer Blätter")

*

Boshaft. „Schon wieder ein Brief von deinem Verehrer Artur! Er scheint ja bei dir Hahn im Korbe zu sein!" — „Ach nein, nur Hahn im — Papierkorb!"

(„Fliegende Blätter")

Uebersetzt. Ein Schriftsteller sitzt am Schreibtisch und schreibt nieder: „Jeder hat die Frau, die er verdient!" Seine Frau, die ihm über die Schultern blickt ruft: „Und das wagst du in meiner Gegenwart niederzuschreiben? Sofort berichtigst du: „das heißt, Jeder verdient die Frau, die er hat!" — Und so geschah's, und der Hausfriede war durch diese Interpretation gerettet.

(„Fliegende Blätter")

Verantwortl. Schriftleiter: i. V. **Alexander Jursch**, Poznań.